

# Die Neue Welt



## Jakob.

Roman von Alexander L. Kielland. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

(Fortsetzung.)

Der Präsident sah eine Weile da und dachte nach. Er war auf die listige Art aufmerksam geworden, auf welche der junge Mensch seine Gelder unterbrachte. Wo er sie her hatte, darüber brauchte Christensen nicht nachzudenken. Er hatte sich selbst von Nichts heraufgearbeitet. Darum hatte Törres ihn mit seiner Plumpheit enttäuscht, was er kaum hatte verhüllen können. Diese „junge Kraft“ konnte vielleicht reich werden, aber er würde nie die Höhen erreichen, wo Bankpräsident Christensen lebte und regierte.

Aber für Törres Ball war diese Konferenz ein Ereignis, welches ihn auf einmal viele Stufen in die Höhe brachte. Daß er zu einer Privatunterhaltung mit dem ersten Geldmanne der Stadt betreten wurde, war eine unerhörte Auszeichnung für einen Ladenjungen; und das sicherte zu allermeist seine Stellung bei Frau Knudsen.

Wohl war er nach Herrn Jessen's plötzlichem Fortgehen Geschäftsführer geworden; es war eben kein Anderer da. Aber Frau Knudsen war keineswegs überzeugt, daß er der Stellung gewachsen sei. Dazu kam, daß Gustav Krüger beständig etwas gegen Törres zu sagen hatte.

Es war sogar dazu gekommen, daß Krüger sie nur selten im Comptoir besuchte; und als er das letzte Mal da war, hatte er ihr mitgeteilt, daß Jessen als Geschäftsführer bei Brandt engagiert sei — er hätte nicht anders können, sagte Krüger, in Zeiten, wo Alles auf Konkurrenz herankäme.

Gewiß sah sie, daß Törres Ball ein ausgezeichnete Verkäufer war; ihr Umsatz nahm während des Herbstes einen großen Aufschwung; aber verstand er diese Abrechnungen? Und all das mit den Buchfeln, welche sie selbst nie besser verstanden hatte, als daß ihr plötzlich ein Zweifel kommen konnte, ob es so oder so zu machen wäre? Und da war sie nicht im Stande, sich ohne Hilfe zurecht zu finden.

Aber die Unterhaltung zwischen dem Präsidenten der Bank und Törres, so wie dieser sie umständlich wieder erzählte, beruhigte sie in hohem Grade. Der große Mann hatte sich ja mit ihrem Kommiss unterhalten wie mit einem jüngeren Geschäftsmanne, auf dessen Urtheil er etwas gab.

Auch draußen unter den Leuten gewann der junge Ball bei Frau Knudsen seit diesem Tage ein gewisses Interesse. Die, welche ihn kannten und ihn bis dahin für einen ganz gewöhnlichen, flinken Bauernjungen angesehen hatten, fingen jetzt an, sich verwundert zu fragen, ob nicht bei Allem doch etwas Besonderes an ihm wäre, seit der große Bankpräsident sich herbeiließ, Notiz von ihm zu nehmen.

Und nach und nach wurde der junge Mann in abhängiger Stellung Gesprächsstoff; sein Name wurde

bekannt; und wie eine Ahnung sammelte sich schon um diesen neuen Namen etwas von dem Respekt, der zur Bewunderung wächst und als demüthige Anbetung endigt, wenn einer von diesen sogenannten self-made-man vergoldet aus Nichts aufsteigt und plötzlich die beiden leeren Fäuste, mit denen er bekanntlich anfing, vorzeigt, stopfenvoll von unbegreiflichem Gold.

Aber all' Dies wirkte wie eine Erlösung auf Törres Ball's beschränkten Wirkungskreis zurück. Jetzt brauchte er nicht länger sein Geld so umständlich in den geheimsten und gefährlichsten Geschäften zu verstecken; er konnte jetzt sein Leihgeschäft in jeder Weise erweitern und sichern, während er beständig als Kommissionär für Andere auftreten konnte.

Denn Geld zu verlieren, vertrat er nicht, d. h. er wurde ganz krank davon. Es war ein- oder zweimal vorgekommen, daß ein paar kleinere Beträge nicht wieder zu bekommen waren, und da war Törres vollständig außer sich; er konnte weder essen noch schlafen. Erst als er ganz sicher war, daß der Schuldner auch kein Haar mehr hatte, das man ihm ausrufen konnte, kam er einigermaßen zur Ruhe. Aber er buchte seine Verluste und summirte sie oft im Kopfe, um seine Vorsicht wach zu halten.

Wenn nun Jemand — und das waren erstaunlich Viele — in aller Eile ein paar hundert Kronen brauchte, dann konnte Törres Ball, ohne Verdacht zu erregen, dieses Geld auf Dreimonatswechsel zur Stelle schaffen, während man auf beiden Seiten voraussetzte, daß er dieses Geld für einige in weiter Ferne lebende Personen zu verwalten hatte.

Ganz allein unter den Kameraden, wo man es nicht so genau mit derartigen Geheimnissen nahm, konnte Einer, wenn sie dasaßen und tranken, Törres gegenüber eine kleine Anspielung auf Frau Knudsen's Kaffe machen. Aber Törres lachte mit und sah von Einem zum Anderen; er wußte, da war auch nicht Einer darunter, der im Ernst wagen konnte, den ersten Stein zu werfen. Aber sonst, außerhalb des intimen Kreises, wurde kein Argwohn laut. Und wenn eine unverständige Hausmutter ihren Mann fragte: „Aber Gott, wo bekommt solch ein Ladenjunge Geld her?“ so wurde in geschäftsmäßigem Tone geantwortet: „Der junge Ball ist ungewöhnlich tüchtig; der Bankpräsident interessirt sich für ihn.“

Inzwischen hatte Törres keinen Tag versäumt, sondern regelmäßig jeden Nachmittag etwas aus der Kaffe genommen. Er sah ein, daß das Allersicherste die Gleichmäßigkeit des Betrages war, der verschwand, und daß beständig etwas genommen werden mußte. Und wenn er sich sein Theil einsteckte, machte er einen Ueberschlag über den Umsatz des Tages, und darnach richtete er sich.

Aber nach dem großen Siege berechnete er sich nicht bloß seinen eigenen Antheil, sondern behielt auch noch zurück, was nach seiner Schätzung Herrn Jessen's früherer Antheil war, und bei dem vermehrten Umsatz, den man seiner eigenen Tüchtigkeit verdankte, war das garnicht so wenig — jeden Tag.

Er arbeitete eifriger als je und fast berauscht von seinem eigenen Glücke auf allen Seiten. Alles, was er geträumt hatte, fiel ihm in die Hände; er hatte fast keine Pläne mehr, denn es ging so schnell vorwärts. Sein Geld nahm von Tag zu Tag zu. Auch Fräulein Thorsen, die von Glück strahlte, zog die Leute an; man mußte das Personal vergrößern und neue Waaren bestellen.

Die Konkurrenz zwischen Ball bei Knudsen und Jessen bei Brandt interessirte bald die ganze Stadt; und die Damen disputirten, wo sie zusammenkamen, über die beiden Geschäfte.

Von dem klogigen Bauernjungen, der vor zwei Jahren zur Stadt gekommen war, war jetzt nichts Anderes übrig, als das Starke und Breite in Figur, wie in Sprache und Wesen. Das Leben lag jetzt offen vor ihm; die Stadt schien ihm schon fast erobert; all das Glück, das er gehabt hatte, stieg ihm zu Kopfe, und er glaubte nicht länger an diese Klüfte, welche die Menschen trennen sollten.

Törres Ball ließ sich diesen Herbst zur Aufnahme in den Klub vorschlagen und kam zu Gustav Krüger's großem Aerger durch.

Trotzdem grüßte es ihn etwas, als er sich zum ersten Klubball einstellte. Er hatte zwar die Tanzstunde besucht und sich beim Abschiedsballe ausgezeichnet. Aber das war mit Fräulein Thorsen und ihren Freundinnen von der Ladenbranche gewesen.

Aber hier wurde er ohne Weiteres der alten Frau Bischof Hagerup vorgestellt, welche er bis dahin nur in ihrem Pelz in der Equipage hatte fahren sehen, und die nächste von den Klubwirthinnen war die taube Frau Amtmann selbst, an deren lockere Zähne man gewohnt sein mußte, um nicht die Fassung zu verlieren. Da war der Stadtvogt und der Kriegskommissär mit violetten Flecken im Gesicht und Uniform; die Lieutenants glöhten ihn von oben bis unten an, und die Studenten neigten ihre blassen Gesichter und wickerten höhnisch.

Törres begann wieder an die Klüfte zu glauben. Aber er balancirte vorsichtig am Rande, hielt sich anfangs sehr still und tanzte nur mit den übriggebliebenen Gegenständen in den Winkeln. Die alten Damen gaben ihm die Note, daß er für einen Bauernjungen ziemlich gute Figur machte.

„Herr Ball — Frau Steiner“; einer von den Ballinspektoren stellte sie einander vor.

„Ich habe wir in den Stoff gesetzt, Ihre Be-

kanntschafft zu machen," sagte sie und reichte ihm die Hand.

Törres konnte nur lächeln und blüchlingen.

"Komm hierher, Julie! Laß mich Dich vorstellen; ich habe mir Herrn Wall's Bekanntschaft erzwungen."

Julie Krüger näherte sich, schmücker als er ihr zugetraut hatte, mit frischen Farben und einem vergnügten Lächeln über dem sonst so trockenen Gesicht. Auch Zolla Blum kam hinzu, und Törres befand sich auf einmal zwischen den begehrtesten Damen des Balles: Tulla Arenz, Dalla With, Assen, Vassen und Trutte Maribo sammt Daba und Dibi Bruu. Frau Steiner stellte ihn immer wieder vor: "Meine Entdeckung — Herr Wall".

Die Musik spielte die ersten Takte zur Française, und die Herren liefen nach ihren Damen.

"Haben Sie eine Dame, Herr Wall? Nicht? Ausgezeichnet! Sieh hier, Julie! Er sag für Deinen verunglückten Lieutenant!" Und im Nu hatte Frau Steiner sie Arm in Arm, während sie selbst vis-à-vis mit ihrem Kavaliere Lieutenant Filbvedt Platz nahm. Dessen unzerbrechlicher Freund und Kriegskamerad, Lieutenant Tustemo, war eben beordert worden, den Kriegskommissär heimzubegleiten, was immer die Aufgabe des jüngsten Lieutenants war.

Als sie aufgestellt waren, sagte Törres sehr verlegen: "Sie müssen entschuldigen, Fräulein Krüger; ich hätte nie den Muth gehabt, Sie zu engagiren."

"Oh, bin ich so fürchterlich?" antwortete Julie.

"Nein, aber ich bin solch ein Tölpel," sagte Törres.

"Nun, wir werden ja sehen," antwortete sie lächelnd, und die Tour begann.

"Es geht ja gut," sagte Julie freundlich; es wollte ihr nicht gefallen, daß ihre Freundin Herrn Wall so von oben herab behandelte, so wie sie jetzt stand und sich mit ihrem Lieutenant über ihn lustig machte.

"Scheint sie Ihnen nicht auch wunderschön?" fragte Julie kurz darauf.

"Wer?" fragte Törres, seinen Blick konzentrirend.

"Ich glaubte, Sie sähen sie an, meine Freundin, Frau Steiner. Alle Herren sind ja in sie verliebt," sagte Julie.

Aber Törres war ein zu gerissener Kavaliere unter seinen Weibern, als daß er auf diese Schlinge hineingefallen wäre; er antwortete wegwerfend:

"Ach, Jeder nach seinem Geschmack! Ich kenne ebenso schöne Damen."

Julie bewunderte selbst ihre Freundin, so daß sie es im Allgemeinen erlaubte — ja, sie forderte es fast — daß die Herren, welche sich näherten, von der jungen Frau eingenommen wurden. Trotzdem war es ihr nicht zuwider, daß dieser junge, nette Mensch, den Lulli so überlegen ihre Entdeckung nannte, doch nicht mehr von ihr eingenommen war.

Sie gab sich darum in den folgenden Touren mehr mit ihm ab, brachte ihn zum Reden und Erzählen, und als sie sich nach dem Tanze trennten, waren sie gute Freunde.

"Du wirst mir noch meine Entdeckung wegnehmen; aber nimm Dich in Acht!" sagte Lulli lachend.

Aber Törres ging Nachts heim in einem Rausch, weniger von dem, was er getrunken, als von dem, was er erlebt hatte. Frau Steiner war ihm ein Wunder; es war das Glänzendste, was er sich von einem Frauenmensch denken konnte.

Aber er hatte doch noch Verstand genug, nicht so hoch zu denken. Julie Krüger war schon eine schwindelnde Höhe. Alles war ihm bis dahin geglückt; überall fand er gute Hilfe. Vielleicht sollte das die Nachte an Krüger werden.

## X.

Krüger's Ball zwischen Weihnachten und Neujahr war so alt, daß er noch Brandt's Weihnachtsball hieß. In alter Zeit war die Stadt lustig gewesen und in Brandt's wohlhabendem Hause hatten Beamte und gute Bürger die alten Lieder gesungen und die ausgeschrittenen Damen geschwungen, zierlich, aber lustig und ohne Scheu.

Julie's Mutter war eigentlich die erste in der Familie gewesen, welche sich ganz der sauren Frömmigkeit hingab, die in den letzten Jahren hereinbrach; und

so lange sie lebte, hatte auch ein Druck auf dem alten Familienball gelegen.

Jetzt aber nahm Gustav Krüger Revanche für dieses und vieles Andere, und die Feste der letzten Jahre hatten in hohem Maße Trauer und Aerger erweckt bei all' Denen, welche nicht dabei waren. Die Lustigkeit dauerte bis spät in die Nacht, ein Beelzebubsfest für die Bejorgten.

Schon die Vorbereitungen zum Balle interessirten Krüger. Es lag gerade in seinem Geschmack, die Traditionen aufrecht zu erhalten. So lange seine Frau lebte, hatte sie sich jedem einzigen Dinge widersetzt, zu dem er Lust hatte, und überall das Festliche zu beschneiden und zu verringern gesucht. Jetzt genoß er in seiner Unabhängigkeit die Freude, es wirklich groß und galant zu geben, mit einem außerlesenen Souper und Wein im Ueberflusse der alten Zeit.

Das war eine der wenigen Gelegenheiten, welche auf Gustav Krüger immer so wirkten, daß er vollständig vergaß, was er sonst in einer mißmuthigen Stunde sein verpieltes Leben nennen konnte. Wenn das alte, vornehme Haus voll von Licht und Gästen war, hatte er die Vorstellung, daß er selbst und alles Andere an seinem rechten Plage wäre; er bildete sich ein, daß die Damen in Toilette und Haltung comme il faut wären, daß die Kavaliere geistreich und die alten Herren an den skartentischen bedeutende Männer wären, welche sich in geistvoller Geselligkeit erholten.

Er selbst ging in dieser erlesenen Gesellschaft als der freudliche Wirth herum. Und jetzt, da er sicher war, nirgends, weder in den Sälen noch in der Küche das saure Gesicht seiner Frau zu treffen, fühlte er sich glücklich als Der, der alle diese prächtigen Menschen froh und vergnügt machte.

Aber er wollte es gern fein haben. An diesem Abend liebte er nicht, die Bemerkungen seines Freundes, des Oberlehrers, zu hören. Und er that, als bemerkte er nicht die schrecklichen jungen Eingeborenen, welche man mitzunehmen genöthigt war, um Tänzer zu schaffen. Als er das erste Mal auf Törres Wall aufmerksam wurde, den er nicht hatte umgehen können, wandte er sich widerwillig ab; aber dieses Mal war es zumeist darum, weil er sich ärgerte, daß der widerwärtige Burische sich nicht schlechter ausnahm.

Nachdem er den Tanz in Gang gebracht, indem er feierlich mit der Frau Amtmann die Polonaise ging, kam Krüger nicht mehr viel in den Ballsaal. Das Ding ging von selbst, wenn nur nicht die Musik vom Durst schlapp wurde oder vom Trinken überwältigt — dieses Gleichgewicht war auch eine seiner Aufgaben.

Er wanderte beständig herum, wie eine Vorsehung für Alle. Er fing an draußen in der Küche, wo er mit der strahlenden Kochfrau zusammen alten Portwein trank, während sie ihm beständig versicherte, daß er der Einzige in der Stadt wäre, der sich auf Essen verstünde. Darauf machte er die Runde durch alle Zimmer — überall mit einem Auge für heruntergebrannte Lichter oder leere Flaschen; bald fand er ein Mädchen in den Keller, bald trank er ein Glas Wein mit Einem, der ihm einer Aufmunterung bedürftig schien, oder er lufte einen Becher auf das allgemeine Wohl unter den Skartenspielern, die sich erhoben und an ihren Toddygläsern nippten.

So ging der Ball warm und wohlgeschmiert, wie Gustav Krüger wollte, daß er ginge, so daß alle diese Menschen, was für Leichenbitter sie auch am Alltage waren, einmal aufwachen und sich mit gutem Gewissen amüsiren konnten.

Aber gleichzeitig sah er ängstlich darauf, daß die Lustigkeit nicht zu weit ginge. Seine Feststimmung konnte auf einmal vernichtet werden, wenn etwas Dummes passirte, wenn zum Beispiel ein junger Mensch, von des Wirthes eigener überströmender Gastfreiheit angeregt, zu viel trank, oder lange Neben hielt, oder im Ballsaale Skandal machte. Dann war Krüger ganz unglücklich, bis das Aergerniß entfernt war. Er vertrat es nicht, aus dem Traume gerissen zu werden, daß das Ganze eine erlesene Gesellschaft sicherer, gebildeter Menschen wäre, die es verstanden, sich vollauf, aber mit Anstand zu amüsiren.

Das Glück der letzten Zeit hatte Törres Wall einen Muth und ein Selbstvertrauen gegeben, welche gut für Sicherheit gelten konnten. Trotzdem fehlte viel, daß er sich innerlich sicher fühlte, als er in Gesellschaft einiger anderer Handlungsgehilfen in diese alten Räume hineinkam, vor denen in der Stadt solch großer Respekt herrschte.

Er wagte sich nicht in den Ballsaal, sondern schlug sich in eines der inneren Gemächer, wo er zusammen mit einem Theil der jüngeren Herren, die ebenso muthig waren, sich durch verschiedene Getränke stärkte.

Aber als er mit seiner Zigarre mitten in einem Kreise stand und über das Banntreiben der Stadt sprach mit der Autorität, die ihm zukam als Dem, der schon etwas besaß, und auf den die Großen schon eine gewisse Rücksicht nahmen, zeigte sich plötzlich vor ihm durch den Tabakrauch Frau Steiner, ausgeschritten, blendend weiß, mit vom Tanze gerötheten Wangen und funkelnden Augen. Sie trug eine glatte Taille von weißem Atlas, blaßrothe Rosen auf den Schultern und Korallen um den Hals; ihr Rock war sehr kurz und mit Bouquets von denselben Rosen besteckt, weiße seidene Schuhe mit rothen Hacken. Sie hatte sich ganz nach einer Hirtin von Sèvres-Porzellan gekleidet, welche sie in Julie's Zimmer gefunden hatte. Aber sie hatte einen kleinen Rosenzweig in das Haar genommen, anstatt des Schäferhutes.

"Sieh, da steht das lange Mannsbild und qualmt wie eine Lampe!" rief Frau Steiner und fächelte sich im Rauch mit ihrem Taschentuche; "haben Sie gar kein Gewissen? Die Française soll anfangen."

Törres stierte sie nur an, bis sie sich mit einem Wink umdrehte; er stürzte nach, während seine Kameraden einander mit einstimmiger Mißgunst ansahen.

Es erregte allgemeine Aufmerksamkeit im Saale, daß dieser junge Mensch, bei welchem man jeden Tag für zwanzig Dore Zwirn kaufen konnte, hier, wo die Elite der ganzen Stadt da war, so von der ersten Dame des Balles ausgezeichnet wurde. Die Mißgunst ergriff die Lieutenants und Studenten; aber eine gewisse Achtung für diesen Herrn Wall setzte sich bei Denen fest, welche ein bischen Verstand und Vorausblick hatten. Selbst drinnen bei den alten Herren wurde er erwähnt, während man Skarten gab, und Bankpräsident Christensen sagte laut, daß T. Wall eine der hervorragendsten unter den "jüngeren Arrrästen" der Stadt wäre.

Törres selbst schien es, daß es jetzt gut ginge. Er kam auf einmal in das volle Licht des Ballsaales, gefürt von dem starken Punsch und zu einem Zeitpunkt, als die erste Steifheit durchbrochen war und die Ballstimmung mehr für das Amüsiren, als das Kritisiren war. Von Frau Steiner beschligt, griff er unbedrossen zu und tummelte sich bald so zwanglos, als hätte er niemals andere Weiber angerührt, als diese feinen halbkleideten Gestalten, welche von Arm zu Arm flogen.

Niemand wußte von der großen Bertha und den Anderen. Selbst Fräulein Thorsten's, die nicht eingeladen war, begann er sich etwas zu schämen. Er sollte ja so viel höher hinauf.

Seit dem Balle im Klub war Julie Krüger nicht aus seinen Gedanken gewichen. Wenn er die Tochter gewann, dem Alten zum Troge! Dann würde er "Brandt" heraufbringen, Frau Knudsen sollte schnell ruinirt sein; Gustav Krüger sollte kommen und sich beugen; dann würde er ein hübsches Alenteil bekommen — wie die Alten auf dem Lande —; er sah schon im Geiste "T. Wall" in großen goldenen Buchstaben über den beiden Konkurrenzgeschäften.

Zu oberst von allen Frauenzimmern, die er in seinem Leben gesehen, stand Frau Steiner. Ihre herausfordernde Schönheit, ihre wechselnde Art, sich zu geben, bald fern und unzugänglich wie etwas ungeheurer Feines, Ausländisches, bald ganz wie ein Kamerad; und dann, daß diese, welche alle Männer bezauberte und allen Weibern imponirte, eine von den Geschiedenen war; sie war eine unbestimmte Art Wittve, die einen lebendigen Mann hatte, der wieder ging; sie hatte ihn und war doch ungebunden, wenn auch nicht recht; sie war gleichsam nach dem Worte

der Schrift als eine Verstößene zu bezeichnen; und doch sammelten die Männer sich um sie. Lange hatte Törres nicht begreifen können, daß eine Frau freiwillig von dem Manne gehen konnte, dem doch der Hof und Alles gehörte. Aber als er erfuhr, daß sie im Jahre mehrere Tausend vom Manne bekam, ohne zu arbeiten oder seine Frau zu sein, da wurde sie ihm etwas räthselhaft Erhabenes, das er blind bewundern mußte.

Aber er verschwendete seine Zeit nicht weiter mit Phantasien, als sie bei gutem Glücke eine Grundlage für aussichtsvolle Berechnungen sein konnten. Oben in freier Luft zu wandeln, dazu hatte er keinen Drang.

Der Vortheil dagegen, welchen er von Frau Steiner als Julie's Freundin haben konnte, leuchtete ihm sofort ein. Und daß sie ihm soweit entgegenkam wie jetzt, war noch ein Glied in der Kette von glücklichen Treffern, welche ihn in so kurzer Zeit aus der gefährlichen Meerenge bugfirt hatten, die zum offenen Meer des Lebens führte, wo unzählige Möglichkeiten sich auf allen Seiten zeigen ohne andere Grenzen als den Himmel, wo die Fahrt in Unvergänglichkeit enden soll.

Solch festes Vertrauen wie heute Abend hatte Törres Wall nie gehabt — Vertrauen zu sich selbst und zu dem gewissen Glück.

Frau Steiner hatte die Idee gehabt, daß sich die Française vom Klubbball so wiederholen sollte, daß sie mit Wall tanzte und vis-à-vis Julie mit Lieutenant Filtvedt.

Frau Steiner schien es, daß Törres, da sie ihn entdeckt hatte, ihr gehörte, wie die anderen Herren ihr gehörten, wenn sie es wünschte. Das hatte die kleine Julie bis jetzt auch immer eingesehen. Es war darum auch der pure Spaß, wenn Frau Steiner das erste Mal äußerte, daß die neue Entdeckung zur Eifersucht zwischen ihnen führen könnte.

Aber trotzdem blieb bei Julie etwas sitzen. Es hatte sie schon vorthellhaft für den jungen Mann gestimmt, daß ihr Vater in seiner übertriebenen Art schlecht von ihm sprach. Dann fand sie, es könnte genug sein, wenn ihre Freundin sich eine Menagerie anlegte von Lieutenants und den Anderen, welche an kokette Damen gewöhnt waren, aber es gefiel ihr nicht, daß dieser junge, treuherzige Bursche vom Lande zum Narren gehalten werden sollte.

Frau Steiner fühlte sofort den ersten Hauch dieser Stimmung, und sie fand es ziemlich auffällig von der unbedeutenden Kleinstadtdame, welche sie mit ihrer Freundschaft beehrte, obgleich Törres Wall in Wirklichkeit keine Eroberung war, die man mißgönnen konnte.

Sie überlegte sich den Fall ein wenig, bis sie es vorläufig spaßig fand, diesem wichtigen Bauernkavalier vorzureden, daß Fräulein Krüger herumginge und nach ihm seufzte und nur wartete. So konnte Julie ihre Strafe bekommen und eine gute Warnung bei seiner lächerlichen Courtschneiderei; sie würde schon selbst dafür sorgen, daß er sich lächerlich machte.

(Fortsetzung folgt.)

## Das moderne deutsche Theater im letzten Jahrzehnt.

Von Leopold Schönhoff.

(Schluß.)

Wenn literarisch genommen, hat die neugewonnene Methode der ganz intimen psychologischen Zergliederung indirekt ein Verdienst, an das im Allgemeinen wenig erinnert wird. Unsere bedeutenden nachklassischen Dramatiker, die in verdunkelt seelische Tiefen zu leuchten liebten, lernten wir besser begreifen, als ihre Zeitgenossen im Durchschnitt sie begriffen. Was bei einem Wahrheitsfucher, wie Hebbel, zu herb, zu befremdend unheimlich war, was dem klaren Goethe beim unruhig bewegten Kleist noch traumhaft, pathologisch erschienen war, uns wurde es schon ein befreundeteres Element. Selbst der große Erfolg von Grillparzer's „Jüdin von Toledo“ am Deutschen Theater in Berlin hängt wohl mit der Zeitströmung

zusammen, ganz intimer psychologischer Zergliederung sich eifriger hinzugeben, als vorher. Denn es ist auffällig; in des Dichters Vaterstadt, in Wien, wo die Weise des modernen Theaters erst später Eingang fand und wo man länger für idealisirte und hyperidealisirte Bühnenfiguren schwärmte, hat das nachgelassene Drama Grillparzer's, eins der tiefstimmigsten und reifsten dieses Dichters, nicht durchdringen können.

Mit Dem, was hier gesagt ist, soll nicht etwa eine Gleichstellung des modernen und modernsten Dramas mit dem Idenndrama etwa eines Hebbel versucht werden. Gehören doch nunmehr selbst neuere Dramen, die mit scharfer, psychologischer Analyse, mit der Vertiefung in's Detail zugleich weite Ideen, tiefere Perspektiven verbanden, bereits einer kunsthistorisch gewordenen Periode an.

Nicht ohne Bedeutung war es, daß gleichsam unter dem Patronat Ibsen's vor zehn Jahren die „Freie Bühne“ eröffnet wurde. Damals mochten manchen Naturalisten strenger Richtung gewisse Neuherlichkeiten in Ibsen's Dichtungen irre geführt haben. Ibsen hat ganz gewiß mit der rein naturalistischen Frage nichts gemein. Aus romantischen Wurzeln ist seine Kunst emporgewachsen, zu ihnen führen seine grüblerischen, geheimnißschweren Alterswerke zurück. Aber in der Zeit seiner Vollreife war es der sozialkritische Ankläger Ibsen, der Moralist, der moderne naturwissenschaftliche Erfahrungen, moderne soziale Forderungen zum Grund seiner Poesie machte, der der rebellierenden Jugend vorbildlich erschien. Die „Gespenster“ und „Nora“ besonders wurden zu Kampf-Dramen. Die „Gespenster“, weil sich in ihnen eine Art von neuem Fatum, von neuem Schicksal emporkreist. Unerbittlich rächt sich die vergewaltigte Natur. Für die Sünden unreinlicher Väter büßen die Söhne. Ewig tragische Gedankenreihen, die die ganze universale Kunst erfüllen, werden im Lichte modernen Naturempfindens wach. Das Individuum steht im heiß angepannten Kampfe gegen die Umwelt da; es hat sich einer Aufgabe vermessend, der es erliegt — wie ein armer Hamlet erliegt, der die Welt, die aus den Fugen gegangen war, nicht mehr einrenken konnte. Hübris, Vermessenheit, nannten es die Hellenen. Allen Menschenwäg strengt Frau Alving, die Heldin in den „Gespenstern“ an. Vorsehung möchte sie spielen; und am Ende steht sie da, wie eine schmerz erfüllte Niobe. Nicht Neid, nicht Rache der Götter schreiten zermalmend einher; neu erworbenes Wissen vom Walten der Naturgesetze, neue Begriffe von Erbschuld führen zum Kern der Tragödie.

In der „Nora“ wiederum war das Thema von dem Puppenspielen des Weibes in der durchschnittlichen Bourgeoisie angeschlagen und in mannigfachen Variationen bis zu Ludwig Fulda's nachempfundenen „Ellavin“ wurden auf deutscher Bühne die Formen von moderner Hörigkeit der Frau erörtert.

Bis zur äußersten Konsequenz ging dabei ein anderer norwegischer Dichter, Björnson's Björnson, der nun auch historischer Bedeutung angehört. In seinem Drama: „Der Handschuh“ wird die Forderung völliger Unbesledtheit aufgestellt, für den Mann sowohl, wie das Weib, das in die Ehe tritt. Nicht der intim spürsinnigen Methode nach, sondern der weiten Perspektiven, modern politischen Untersuchungen wegen, die sich auf den Königsbegriff, den Sozialismus und das Parlamentswesen erstrecken, haben Björnson's Idenndramen Anregungen geschaffen. Es sind breitwürfige, mit agitatorischen und spekulativen Gedanken häufig überladene Gemälde.

Wollte man auf die Fülle neuer Namen eingehen, deren Träger durch negierende, sozialkritische Studien auf den öffentlichen und den Vereinsbühnen sich das Theater zu erobern gedachten, die summarische Umschau über das verfloßene Jahrzehnt würde übergroß anschwellen. Wie immer in den Zeiten unzufriedener Erregung wurde der Gegensatz zwischen Söhnen und Vätern ein Lieblingsmotiv der schaffenden Jugend.

Ein starker realistischer Vorläufer, Ludwig Angengrubber, hatte bereits dem Buchstabenglauben, der von der Familie handelt, einen umstürzenden Zusatz gegeben, und zwar in dem „Vierten Gebot“, einem Drama, das kunsttechnisch fähig gebaut ist,

aber einen tiefen ideellen Gehalt besitzt. Der Zusatz trifft das Gebot: Ehre Vater und Mutter. „Aber sage ihnen, daß sie auch darnach sein sollen,“ ruft ein verzweifelter Sohn im Namen Derer, die durch elterlichen Egoismus, durch elterliche Schuld und Unduldsamkeit verderbt und verkommen sind. Als das merkwürdige Drama in der Wiener Josephstadt vor den Pfahlbürgern, die dem Dichter Modell gestanden hatten, zum ersten Male gegeben wurde, da empörten sich die getroffenen Zuschauer; das Stück wurde vom Unmuth der Klein-Bourgeoisie weggefegt und blieb nach ein paar Aufführungen verschollen. Als es auf die Berliner „Freie Bühne“ kam, erschütterte seine Tragik; und zum ersten Male war auf der „Freien Bühne“ ein Sieg ohne lärmenden Widerspruch der Gegner erfochten. Man hatte es wagen dürfen, dem schönfärberisch behandelten, süßen Familienidyll eine trostige Protest-Tragödie entgegenzustellen.

Wenngleich sie nicht in solchem Lapidarstil verfaßt waren, so tauchten zu Duzenden die bitteren oder melancholisch bewegten Familientragödien auf, von Hauptmann's düsterem „Friedensfest“ bis zu den Familienklagen des jungen Georg Hirschfeld und bis zu neurasthenisch vorgetragenen Elegien herab. Man beguckte und bemitleidete sich, kleine Leiden wurden wie großer Welt Schmerz vorgetragen. Der jungaufstrebende Künstler oder Forscher, dem im Elternhaus Unverständnis, Mißgunst und Härte begegnet, wurde gern zum Helden des Dramas gemacht. Statt der trostigen Geberde zu Anfang der künstlerischen Rebellion erschien bald die kraftlosere Weichmüthigkeit.

Zu energischer Abwehr oder gar zu humorvoller Befreiung, die wie von Bergeshöhen herab auf das kleine ängstliche Getriebe in den Thälern herabblitzt, kam es nicht. Die gesammte klagende Poesie glich der Poesie eines Regentages. Der Mangel an Humor ist charakteristisch für die abgelaufene Epoche, ob sie sich nun rebellisch, ob hänglich geberdete. Der Humor setzt eine freiere Arbeitsart, ein ungebundeneres Spiel mit den wirklichen Lebensvorgängen voraus, als ein halb bekommenes, tastendes Künstlergeschlecht erreichen konnte. Wo sich zur naturalistischen Methode Humor einstellte, war er in gewissem Sinn getrübt oder mit bissiger Satire versezt, wie im „Kollegen Grampton“ oder in der an sich prächtigen Diebskomödie vom „Biberpelz“.

Je gründlicher sich die Autoren im eigenen Heim, in engerer Umgebung umfahen, je intimer und treuer sie sich in's Detail, in die Spezialität versenkten und verbohrt, desto natürlicher war es, daß sie auch ihre landschaftliche Art und Sprache, Heimatsdialekt und Großstadt-Jargon auf die Bühne verpflanzten. Das war nicht zufällig, sondern es lag nothwendig im gesammten Bemühen um Echtheit bis in's Minutiöse. Noch Angengrubber deutet im Wesen die Mundart, die von der umfassenden bayerisch-österreichischen Gemeinschaft gesprochen wird, nur an. Jetzt ging man über diesen Realismus der Sprache noch hinaus. Die kleinsten Dialektnuancen suchte man festzuhalten; und kann je zuvor war auf deutscher Bühne ein solches Dialektgewirr mit Jargoneinschlügen aus der Berlinischen, wie der Wiener Vorstadt, ja mit leisen jüdischen Tonnuancen vernommen worden, wie im letzten Jahrzehnt.

Die strengen Anforderungen an die Treue der verschiedenen landsmannschaftlichen Dialekte konnten selbstverständlich von den Schauspielern nicht erfüllt werden. Das Drama wird erst in Verbindung mit der mimischen Kunst lebendig. Dabei ist die Mimik als selbstständige Kunst und im umfassenden Sinn nicht bloß als Spiel der Haltung und Geberde, sondern als Ausdruck der mannigfaltigsten Erregungen und Ausrufe gefaßt, wie sie durch unsere Sprachorgane sich kundthun. Die extreme Pedanterie in den Dichtungen mußte durch die Schauspieler verändert und umgangen werden. Einmal konnte das bunt zusammengewürfelte Bühnenpersonal unmöglich die vollste Reinheit der Dialekte wahren, dann hätte ja auch die Verständlichkeit des Bühnenwerkes vor dem Publikum gelitten. Aber andererseits hatten die mundartlichen Studien doch wieder unverkennbar einen bestimmenden Einfluß auf die moderne Schau-

spielkunst, auf den sogenannten Berliner „realistischen Stil“. Wer sich der Anzengruber'schen Anfänge noch erinnert, der weiß auch, wie durch die Bauernkomödie in Wien sowohl, wie in München plötzlich überraschende schauspielerische Ergebnisse entstanden. Leute, die man als extravagante Operettenfänger kennen gelernt hatte, erkannte man nicht wieder. Mit der Empfindung, die im Dialekt ausgedrückt war, war man selbst wieder zur „Bescheidenheit der Natur“ zurückgekehrt. Falsche Töne, Uebertreibungen blieben gewiß nicht aus. Allein im Großen verbot sich gepreizte Pathos, hohler rhetorischer Schwung von selber. Selbst in den sentimental verlogenen Bauernkomödien mit Alpenglücken und Zitherschlagen wurden die Schauspieler doch zu einer gewissen Zurückhaltung diszipliniert. Das feinsten Gebahren, in dem sich der Schauspieler wie ein Tenorist der alten Schule beim schönrednerischen Epigondrama ergehen durfte, war nicht so leicht möglich.

Man war denn auch in Berlin überrascht, wie mit der intimeren dramatischen Kunst auch förmlich über Nacht ein neues schauspielerisches Geschlecht emporwuchs. Die Schauspieler sind schlechte Propheten, wo es sich um Erfolg oder Mißerfolg einer Dichtung handelt. Aber sie haben einen trefflichen Instinkt für das Neue, das sich vorbereitet, und sie sind unvergleichlich dankbar, wenn sie erst erkennen, daß der Dichter ihnen veränderte Aufgaben, eine neue künstlerische Selbstständigkeit schafft. Das intimere Drama, das den großen Prunk der Sprache verschmähte, in dem oft nur angedeutet war, was der Schauspieler ausführen sollte, brachte in der That der verflachten mimischen Kunst eine vergrößerte Selbstständigkeit. Schlichtere Ausdrucksmittel, gedämpftere Töne mußten gefunden werden. Unarten der Virtuosenbühne, das Heraustreten des Einzelnen aus dem Ensemble, das gewaltsame Spielen in's Publikum hinein mußten aufhören oder stark eingeschränkt werden. So kam man zu dem realistischen Ensemble, wie es sich in nahezu vollendet geprägter Schärfe im „Fuhrmann Henschel“ im Deutschen Theater darstellt.

Freilich darf nicht vergessen werden, daß die Schauspieler, die das junge Genre so trefflich begriffen hatten, zu versagen pflegen, wo es sich um wichtigen momentalen Stil handelt. (Einzelne geniale Schauspieler beweisen nichts gegen die Regel.)

Die Schärfe war also in der kurzathmigen literar-künstlerischen Rebellion verfeinert worden. Das ist ein bleibender Gewinn auch für den schauspielerischen Stil. Man wurde empfindlicher gegen die Unnatur. Selbst Dramatiker, die mit ausschweifendem Pathos noch einen ganz anderen Zeitgeschmack verbanden, wie Wildenbruch, der preussische Trompeter, der nationallistische Draufgänger, sagten für eine Weile der renommierten Historie Lebewohl und versuchten, modern soziales Genre zu gestalten. So kam Wildenbruch zu seiner „Haußenlerche“, zu seinem „Albrmacher Balzer“. Allerdings gab Wildenbruch, der Nationalist aus den siebziger Jahren, diese Versuche bald auf und kehrte mit den Heinrich-Tragödien, den prunkenden, rhetorischen, zu seinem eigentlichen Gebiete zurück. Wildenbruch's brandend-nationalistische Dramen stehen trotz ihrer Naivetäten, trotz ihrer flachen Charakterzeichnung übrigens immer noch weit höher, als die rein höfischen Arbeiten seiner Nachahmer. Arbeiten, wie die preussischen Festspiele des Hauptmanns Lauff, sind völlig erstarrte Kraft, die in keiner Hinsicht mehr mit dem lebendigen Theater des letzten Jahrzehnts etwas gemein hat.

Im letzten Jahrzehnt geschah es auch, daß das deutsche Theater seit Jahren wiederum für die Bühne des Auslandes im ernsthaften Sinne Bedeutung gewann. Hier ist nicht vom großen Lebenswerk Richard Wagner's die Rede, das in romanischen Ländern, in Paris wie in Madrid, zu Ausgang des Jahrhunderts einen grandiosen Erobererzug antrat. Außerhalb dieser feiertäglichen Kunst drang das deutsche Drama vor; und eine bequemere Kompromischnatur war es, deren Name zunächst internationale Geltung erlangte: Hermann Sudermann. Als Sudermann's „Ehre“ im Lessingtheater aufgeführt wurde, waren die Neuerer der Menge

noch lange nicht geläufig. An der schmiegsamen Begabung Sudermann's erkannte dieselbe Menge das Neue, selbst den sozialen Anlageton bereitwillig an; blieben doch noch genug theatralische Posen, Bühnengestalten, wie der echte, alte Theaterheld Graf Trast übrig, an die das Auge des Publikums von früher her gewöhnt war. Die „Ehre“ mit ihren Gegensätzen von Vorder- und Hinterhaus war denn das erste deutsche Theaterstück der Gegenwart, das rasch in die fremden Kultursprachen übersezt wurde. Ein anderes Werk Sudermann's, in dem das Theatralische noch mehr überwiegt, „Die Heimath“, ist vielleicht selbst weiter verbreitet worden als die „Ehre“, und ist beinahe wie die „Stameliendame“ von Dumas ein Lieblingsstück aller reisenden Künstlerinnen geworden, der Italienerin Duse sowohl, wie der französischen und russischen Heroineen. So wurde Sudermann vor dem ungleich eindringlicheren Poeten Gerhart Hauptmann bekannt; erst später wagte Antoine, der Gründer der Pariser „Freien Bühne“, eine Aufführung der „Weber“ in Paris und in den letzten Jahren nahm der bedeutende naturalistische Schauspieler Jacconi in Italien Werke Hauptmann's in sein Repertoire auf.

Sudermann, der Kompromißkünstler, war es auch, der nach dem aufbegehrlchen Trotz der jungen Revolte bald in die Töne der melancholischen Entsaugung und Bänglichkeit umschlug.

„Es ist mächtiger als ich,“ das ist der Behruf des Malers Willi Janikow in „Sodoms Ende“, vielleicht dem persönlichsten Drama Hermann Sudermann's. Aus wunder, zerstörter Brust ringt es sich los. In der säulnißgeschwängerten Luft von Berlin W., im Wilkieviertel der Berliner Großfinanz, verkommt ein schwächlicher Künstler, der sich über seine Kraft vermaß. Leise schon melden sich Sudermann's beengenden Ideale. „Greife nicht zu hoch aus, spann' deine Bedürfnisse nicht zu weit, suche das Glück im Winkel.“ Der Einschlag philistischer Genügsamkeit wird bemerkbar.

Der Behruf Janikow's könnte für die bürgerlichen, elegischen Stimmungen unserer jüngsten Periode typisch sein. Ein Aufklackern, ein Aufstecken, man möchte Höhenkunst mit kühner Faust ergreifen; und bald wieder erklingen melancholische Gesänge oder man flüchtet vor rauher Wirklichkeit in Märchenfernen und zu Traumgesichtern. Das Bängliche war mächtiger, als die Energie unserer jungen Dramatiker. Wo immer man aus naturalistischer Enge, selbst aus heimathlichen oder familiären Banden nach stolzen Aussichtspunkten strebte, versagte das Vermögen, so schöne, ja prächtige Besonderheiten man im Einzelnen fand. So erging es Hauptmann mit seinem Zeitgemälde aus dem Bauernkrieg, „Florian Geyer“, und mit seinen elegischen, sehnsüchtigen Märchenmelodien in der „Versunkenen Glocke“, und dennoch ist Hauptmann die stärkste Bürgerschaft und weitere Hoffnung unseres Theaters.

Eine frühe Bitterung für den Umschwung und das romantische Gelüste verrieth der forngewandte, in vielen Sätteln gerechte Ludwig Fulda, der zu Anfang seiner Laufbahn das spießbürgerliche Behagen und die Beschaulichkeit pries, dann mit den Revoltirenden mitzufechten schien, als Erster aber mit großem Glück die Märchenform in seinem „Talisman“ auf die Bühne brachte. Die Märchenform, nicht das naive Märchen. Ein Beispiel im Märchengewand, einen Fürstenspiegel, in dem über absoluten Königswahn gespöttelt wird. Nicht allzutief greift die Satire.

Die Märchendichtungen häuften sich immer mehr. Sie wurden der Niederschlag persönlicher Meinungen und Erfahrungen. Sie hatten viel mehr sentimental-empfindsamen, als ursprünglich naiven Charakter; der Zweifelsfrage, die in den Alterswerken Ibsens so manchmal aufgeworfen wird: „War ich Prophet, war ich Erfüller, reicht meine Kraft zur Höhe, reicht sie nicht?“ begegnet man öfter wieder. In Sudermann's biblischem Drama vom Täufer Johannes, der den Größeren ahnt und doch nicht begreift, und im Meister Johannes in der „Versunkenen Glocke“ ebenfalls.

Ja, man gelangte über das Märchenbild heraus zu Versuchen, die schon Traumvisionen und Schattenspielen gleichen. Man kann nicht leugnen, daß

diese Spiele und Spielereien nicht bestimmte lyrisch-musikalische Reize lösteten. Trümmerisch versommene Phantasien, wie die des Belgiers Maeterlinck mit ihren leise angedeuteten Empfindungen, ihrer stammelnden Lyrik üben ohne Zweifel auch von der Bühne her eine hypnotisierende Wirkung. Aber bei Nachahmern kann diese Weise leicht in falsche Naivetät, in wüthig alterthümliche Form ausarten. Die völlige Weltflucht rächt sich. Man stellt irrthümliche Kunstprinzipien auf. Man möchte eine extatische Kunst schaffen, eine „geistige Kunst“, losgelöst von allen Zeit- und Wirklichkeitsbedingungen, wie's eine solche in Wahrheit niemals gab. Wie es Malergruppen giebt, die sich auf einem abgeschiedenen Stilk Erbe abschließen, so giebt es neuentens eine Gruppe von Lyrikern, die ein besonderes Programm für sich ausgeben, alles Staatliche und Gesellschaftliche ausschneiden und nur der „absoluten Kunst“ erust und heilig nahen möchten. Sie behandeln ihre Träume wie das Leben und das Leben wie einen Traum. Diese Schule, die nunmehr auch das Theater zu erobern sucht, wäre zum entgegengesetzten Ende vom naturalistischen Trug-Ausgang gekommen. Ihre Weise wäre das konsequente, völligekehrbild der wichtig einerschreitenden Gegenwart. Mit dem Wiener Poeten Hofmann v. Hofmannsthal sucht sie in jüngster Zeit die Bühne zu erobern.

Andererseits ringt man um das Ibeendrama, das ein großes Symbol großen Lebens, gewaltiger Krafterscheinung sei. Max Halbe, der mit seinem wehmüthigen Heimathsidyll „Jugend“ als frische, bewegliche Dichternatur sich einführte, scheiterte im verstorbenen Jahr an der Aufgabe, aus mächtiger Renaissancezeit sinnfällige, große Erscheinungen herauszureißen. Es versagten auch die faustisch gedachten Märchendramen, von den symbolischen „Drei Reihfeder“ Sudermann's an bis etwa zu Wolfgang Kirchbach's „Traum vom letzten Menschenpaar“.

Immer wieder ist es die „künstlerische Spezialität“, auf die man stößt und die unter uns gedeiht. Im „Fuhrmann Henschel“ schuf Hauptmann, rein technisch genommen, die reinste Arbeit der naturalistischen Methode; aber die ideellen Perspektiven, die sich in dem Drama eröffnen, reichen nicht weit. Für Feinschmecker frischen, sauberen Stils veröffentlicht Otto Erich Hartleben seine novellistischen, knappgeführten Dramen. Manche sind erfüllt mit satirischen Spigen, aber es ist nicht grimmige Satire auf Tod und Leben.

Bezeichnend ist, daß selbst jene Schriftsteller, die den Bühnenboden als Grundlage eines profitablen Gewerbes ansehen, sich der Spezialität ergeben haben. So schöpft Blumenthal mit seinen verschiedenen Compagnons aus vorgeblichen Gegensätzen zwischen Süd und Nord und Philippi dramatisirt die Zeitgeschichte, wo sie nur irgend Anlaß zu durchsichtigen Zeitanspielungen und Sensationen giebt.

So ergibt sich ein merkwürdiges Auf- und Niederwogen. Was daraus in der Zukunft werden soll, wer möchte das prophezeien? Mit mikroskopischer Schärfe und Treue möchte man das kleinste menschliche Lebewesen aufspüren und erkennen. Nie zuvor ist das Charakteristische im scheinbar Simpelu und Alltäglichen so energisch herausgearbeitet worden. Aber es reicht nicht zu bedeutsamen Sinnbildern des Daseins, und das unbefriedigte künstlerische Gewissen sucht Vergessen im Märchentraum, in der Lebensflucht, oder Selbsttrost in lärglicher Entsaugung.

In Uebergangsepochen weist die Kunstentwicklung öfter ähnliche Schauspiele auf. Körnvolles Leben und nervöses Tassen und Sehnen in der Kunst! Bereit und reif muß der Boden sein, auf dem Höhenkunst gedeihen soll. Das darf nicht vergessen werden. Das war stets so. Das Haus muß in den Grundzügen aufgerichtet sein, wo starke Kunstübung sich heimisch niederläßt. Ob wir bereits so weit sind, das läßt sich billig bezweifeln; und aller Wahrscheinlichkeit nach dürften wir in der nächstkommenden Zeit auf dem Theater immer noch eher den Besonderheiten, den bloß geschickten wie den poetisch bewegten, als dem wichtigen monumentalen Zeit- und Ibeendrama. —



In Gedanken. Nach dem Gemälde von Alfonso Savini.

## Die Achat-Industrie an der Nahe.

Von S. Remagen.

Vom Rhein bei Bingen zieht sich die Nahe-Eisenbahn in das Nahetal. Binnen zwei Stunden gelangt man von hier zu dem Städtchen Oberstein und von da in etwa dreiviertel Stunden nach Idar. Von Saarbrücken ist die Entfernung ziemlich die gleiche wie vom Rhein. Die Städtchen Oberstein und Idar, im oldenburgischen Fürstenthum Birkenfeld am Fuße des Idarwaldes, sind fast die einzigen Plätze auf der Erde, wo die Achat-Industrie in großem Maßstabe betrieben wird; alljährlich werden hier im Durchschnitt für 4—6 Millionen Mark Achatwaaren produziert.

Der Ursprung der Industrie verliert sich in den dunklen Zeiten des Mittelalters; es existiren Nachrichten über Steingrübereien in dortiger Gegend aus dem Jahre 1454. Das Vorhandensein von Steingrübereien setzt aber auch Schleifereien voraus, da die rohen Steine niemals ausgeführt worden sind. Schleifereien werden jedoch erst aus dem Jahre 1544 urkundlich gemeldet. Im Anfang des 17. Jahrhunderts war die Industrie schon zu einer ziemlichen Bedeutung herangewachsen, wie aus einer Zunftordnung hervorgeht, die Graf Philipp Franz von Dhaun und Oberstein am 16. Januar 1609 für seine „leibeigenen Unterthanen und Handwerksgeossen“ erließ. Der dreißigjährige Krieg und Zwistigkeiten zwischen den kleinen Dynastien des Nahegaues wirkten nachtheilig auf das Gewerbe ein. Heimliche Auswanderungen einzelner Meister fanden statt, welche die Industrie anderweit zu verpflanzen suchten, freilich nirgends mit andauerndem Erfolge. Für die Achatbohrer wurde im Jahre 1715 eine besondere Zunftordnung erlassen. Der Meister durfte nur einen seiner Söhne in der Kunst unterrichten, keinen anderen Unterthan ohne Erlaubniß der Herrschaft als Lehrling zulassen und selbst die eigene Frau bei der Arbeit nicht zu Hilfe ziehen. Im Beginn des 18. Jahrhunderts nahm der Umfang des Achatgewerbes von Oberstein und Idar wieder beträchtlich zu.

Der Achat, zur großen Gruppe des Quarzes gehörig, hat seinen Namen von dem Flusse Achates (jetzt Dirillo) in Sizilien. Er besteht, wie der Quarz, seiner Hauptmasse nach aus Kieselsäure und stellt sich als ein Gemenge von Amethyst, Bergkristall, Zaspis, Rosenquarz, Rauchtopas, Chalcedon, Karneol, Chrysoptas, Onyx u. a. dar, lauter Quarzminerale, welche lagerartig übereinander geschichtet erscheinen. Er ist also kein einfaches, sondern ein mannigfaltig zusammengesetztes Mineral, welches die der Farbe nach verschiedenen Quarzmodifikationen, zu denen sich auch Eisenfiesel gesellt, oft in solch mikroskopischer Feinheit zeigt, daß man in einem Falle auf 0,36 Meter 17 000 Lagen gezählt hat.

Durch Färbung und Zeichnung ausgezeichnete Achate wurden von den Alten zu geschnittenen Steinen verwendet. Gegenwärtig werden sie zwar minder geschätzt, doch verarbeitet man sie zu sehr verschiedenartigen Zwecken. Vor fünfzig Jahren waren Schmuck- und Luxusgegenstände von geschliffenen und polirten farbigen Steinarten aus der Familie des Quarzes, die man unter dem Kollektivnamen des Achats zu begreifen pflegt, noch ziemlich selten, wenigstens kostbar. Eine wesentliche Aenderung ist erst seit etwa vierzig Jahren eingetreten. Broschen, Ringe, Amulette, Kreuze, Dosen, Toilettekästchen, hohl geschliffene Gefäße und dergleichen aus Achat werden heute für wenig Geld aller Orten feilgeboten. Die Verbreitung dieser Sachen zu Zwecken des Luxus und des nützlichen Gebrauches hat in neuerer Zeit durch alle Schichten der Gesellschaft einen großen Umfang angenommen.

Die Verfertigung neuer Waaren, wie Vasen und Dosen, aus einem Stück, vorzüglich aber ein neu entstandener Zweig, nämlich die Fassung der Achatwaaren in Metall, zuerst in Silber, später in ver-

goldetem Tombak, bewirkte einen großen Aufschwung. Die Leute, welche diese Fassung vornahmen, nannte man „Goldschmiede“. Später bildete sich der besondere Stand der „Handelsleute“, welche den Verkauf der Waaren besorgten, und von denen die übrigen Industriellen, „Schleifer, Bohrer, Goldschmiede“ etc., insoweit abhängig waren, als sie die Waaren auf Bestellung der Handelsleute fertigten, die ihnen meist die Steine und andere Materialien lieferten.

Ein Zufall gab der Industrie einen neuen Impuls. Ein Schäfer entdeckte nämlich an einem Feuer, das er in der Gegend von Oberstein angezündet hatte, daß gewisse Steine sich schön roth brennen. Es wurden verschiedene Versuche damit gemacht, und man fand, daß durch Brennen bei vorsichtiger Behandlung die fahlgelben Karneole eine schöne rothe Farbe annehmen und mattbläuliche Chalcedone sich in sehr schöne, blendend weiße umwandeln lassen. Im Jahre 1819 kam das Schwarz- und Braunfärben der Chalcedone zur Anwendung, ein höchst wichtiger, weiterer Fortschritt der Industrie. Nach manchen vergeblichen Versuchen wurden den rohen Steinen auch andere Farben gegeben. Salpetersäure färbt die Chalcedone gelb; Chrysoptase von blassen Farben werden im schönsten Apfelgrün hergestellt, alle Nuancen der blauen Farbe giebt man den Steinen durch die Behandlung mit Berlinerblau.

Die Möglichkeit, den Achat zu färben, beruht auf der verschiedenen Natur seiner Lagen, von denen die einen porös genug sind, um Flüssigkeiten aufzusaugen, die anderen nicht. So werden gegenwärtig die meisten Onyx künstlich bereitet. Der Achat wird in einen Topf mit verdünnter Honig- oder Zuckerslösung gelegt und zwei bis drei Wochen hindurch bloß erwärmt, dann aber in konzentrierter Schwefelsäure gekocht. Nachdem er abgetrocknet ist, wird er geschliffen, einen Tag in Del gelegt und endlich mit Kleie abgewaschen. Die poröse Lage, in welcher der eingedrungene Honig durch die Schwefelsäure zerlegt worden ist, erscheint nun, je nach Porosität, grau, braun oder schwarz, die undurchdringliche weiße kristallinische Schicht noch heller und glänzender, und waren rothe Streifen vorhanden, so zeigen sich auch diese in ihrer Färbung erhöht. Gelb bringt man durch rohe Salzsäure und darauf folgendes Brennen, weit schöner aber durch doppeltchromsaures Kali hervor, wobei mit verschiedenen anderen Bädern theils die Farben erhöht und in verschiedenen Schattirungen dargestellt, theils ganz neue Farbennuancen erzeugt werden können. Die oben angegebene Behandlung mit Berlinerblau geschieht mittelst eines Bades in Eisenchlorid und eines darauf folgenden in gelbem Blutlaugensalz. Auch durch ein Bad in Kupfervitriol und dann in Ammoniak kann man ein sehr schönes Blau erzeugen. Blutroth färbt man den Achat durch ein Eisenchlorid- und ein nachfolgendes Schwefelchalciumbad, wobei man leicht jede Farbmodifikation festhalten kann. Nickelalze mit Sodabad färben den Achat grün. Andere schöne Farben giebt man ihm durch Kobaltsalze. Ueberhaupt läßt sich durch chemische Mittel jede Farbe im Achat hervorbringen, sobald er nur Flüssigkeiten aufsaugt; doch sind manche Methoden des Steinjärens noch Geheimnisse einzelner Schleifer, welche dieselben sorgfältig bewahren.

Das Brennen wird meist vor dem Bearbeiten des Steines vorgenommen und dieser darauf noch zwei bis drei Wochen in Schwefelsäure oder Salpetersäure gelegt. Nach dem Brennen läßt er sich nach jeder Richtung beliebig spalten.

Das Färben wird durchgängig erst an den geschliffenen Steinen versucht, obwohl die Farbe tief in die Steinmasse eindringt und auch auf dem Bruch mehr oder weniger deutlich hervortritt. Namentlich werden aber die künstlichen Mokkaesteine erst nach dem Schleifen dargestellt, indem man auf die mit Kochsalzlösung gebeizten Steine die moosartigen Dendritenformen mit salpetersaurem Silber aufzeichnet. Das entstehende Chlor Silber schwärzt sich

dann allmählig an dem Licht, wodurch die Zeichnung sichtbar hervortritt.

Das Schleifen des Achats geschieht auf großen Schleifsteinen von Vogesenandstein, die am äußeren Umfange theils ebene Bahnen, theils Hohl- und Rundkehlen haben, die von den Schleifern geschliffen benutzt werden, um den Gegenständen verschiedene Formen zu geben. Da der Arbeiter alle Kraft anwenden muß, um das zu schleifende Achatstück an den Stein anzudrücken, so liegt er mit Brust und Leib auf einem niederen Schemel, die Beine ausgestreckt und an starke Querleisten gestemmt. Das Vertiefen von Schaalen, Tassen und dergleichen bewirkt man vermittelst kleiner Steine von entsprechendem Durchmesser, das Poliren meist mit Wachsen von hartem Holze, die mit feinem, feuchtem Tripel oder Bolus bestrichen werden.

War das Bekanntwerden der schon den Alten geläufigen, aber bis in dieses Jahrhundert geheim gehaltenen Kunst römischer Steinschneider, unscheinbarem Achat ein höheres Feuer und selbst andere Farben zu geben, auf die Belebung der Industrie von großem Einflusse, so nahm das Fabrikgeschäft doch erst in den folgenden Jahren einen Aufschwung; die einheimischen Steingrübereien lieferten nämlich immer weniger Steine, und es war darum ein vortrefflicher Ersatz, als im Jahre 1827 Auswanderer aus Oberstein in Brasilien schöne Achate entdeckten, die wegen ihrer größeren Porosität sich zugleich viel besser färben lassen als alle sonst bekannten Steine. Das von dem Uruguay umflossene Gebirgsland, welches bei der Mündung des Silberstromes beginnt und sich durch die Banda oriental und die brasilianische Provinz Rio Granda do Sul hindurchzieht, besteht größtentheils aus stark verwittertem Melaphyrgestein, insbesondere der Gebirgszug, der sich nördlich von Porto Alegre vom 28. Grad südlicher Breite bis in den Distrikt von Salto am Uruguay, 31 1/2 Grad südlicher Breite, erstreckt. Es kommen hier Karneole und zentnerschwere Sardonyx- und bläuliche Chalcedonmandeln mit ausgezeichneten Streifen in großer Menge vor. Mit leichter Mühe wurden hier einige hundert Zentner der zahlreich im Flußbett des Taquarin liegenden kleineren, aber auch bis 40 Pfund schweren Steine gesammelt und über Hamburg nach Birkenfeld gesandt, wo sie im Jahre 1834 ankamen. Später fanden sich eigene Händler, welche die Ausfuhr dieser Steine geschäftlich betrieben. Die Anzahl der Schleifereien an der Nahe wuchs nun immer mehr, sie wurden bis in das preussische Gebiet, wo irgend Gefälle dafür vorhanden war, ausgebeutet.

Der Einkaufswert der rohen Steine läßt sich auf jährlich 100 000 Mark veranschlagen. Außer den brasilianischen und den einheimischen Steinen — jetzt fast nur noch Zaspis — werden folgende Steinarten verarbeitet: Heliotrop, Plasma, Moosjaspis, welche von Ostindien eingeführt werden, Hornstein, Prasem, Rosenquarz, selten Kagenauge, dann Amethyst, Rauchtopas, Citrin, Bergkristall, Halboval, Malachit, Lasurstein, Nephrit (selten). Edle Korallen, gefärbte Knochen, Emailwaaren, Glassteine aller Art, feine italienische Mosaik und Lava finden bei der Herstellung der Schmuckfachen ebenfalls Verwendung. Der schwarze amorphe Diamant (sogenannter Karbonat) aus Brasilien dient zum Steinschneiden und zum Bohren.

Die Steigerung der Achat-Industrie ist also nicht hervorgegangen aus der herrschend gewordenen Mode, sondern sie wurde hervorgerufen durch die Entdeckung ganz vorzüglich schöner Steine in großer Menge, welche noch den besonderen Vorzug besaßen, durch künstliche Mittel verschiedene Farben haltbar anzu nehmen; und endlich durch den Fortschritt in der Bearbeitung der Achate und verwandter Steine.

Gegenwärtig beträgt die Anzahl der im Fürstenthum Birkenfeld und in dem benachbarten preussischen Gebiete vorhandenen Schleifereien gegen 200, in welchem fast 750 Schleifsteine im Betrieb sind; 3000 Personen sind in den Oberstein-Idarer Werken als Schleifer, Steinschneider, Bohrer, Goldschmiede etc. beschäftigt. —

# In der Planura.\*

Von Julius Schwarten.

Stacheliges Meskit-Gebüsch\*\* erstreckt sich von Horizont zu Horizont. In der Ferne verlieren sich die verschwommenen Formen eines langgezogenen Berggrückens, von bläulichem Schimmer umwallt. Stille rings umher. Der Wanderer vernimmt nur die leisen Athemzüge seiner eigenen Brust; sie sind hörbarer als der weiche Wind, der leis über Busch und Gräser streicht. In ungeahnten Höhen und Fernen wölbt sich, einer Riesentuppel gleich, des Himmels durchsichtige Bläue und senkt sich, hier und da von milchfarbenen Wölkchen bekränzt, in ungemessenen Weiten herab. Inmitten dieser unfassbaren Räume einer grandiosen Natur bewegt sich ein winziger, dunkler Punkt — der Mensch. Er beugt sich ihrer hehren Größe, und sie stimmt ihn zur Andacht, zu einer Andacht, tief und ahnungsvoll. Heilige Schauer umweben ihn, viel heiliger und reiner als der frömmste Vetter sie jemals im prächtigsten Tempel empfand, und wär' der auch aus Gold und Marmor erbaut: das ist die Planura.

Dort, wo sich in ihr eine flache, gelberdige Schwellung erhebt, hockt ein Mann in Hemdsärmeln, emsig mit der Bereitung seiner Mahlzeit beschäftigt. Dann und wann biegt er sich über das Feuer und schiebt die abgebrannten Buschreste nach oder legt mehr Reis auf. Eine Bewegung im nahen Dickicht veranlaßt ihn, den Kopf dahin zu wenden. Augenblicklich erhebt er sich und sieht, seine Augen mit den Händen beschattend, spähend und bewegungslos da. Er bemerkt einen mexikanischen Schafhirtin, der sich durch das Buschwerk hindurch nach seiner Feuerstelle hinbewegt.

„Hallo!“ ruft der Mann in Hemdsärmeln. Der Mexikaner giebt noch keine Antwort, sondern bewegt sich langsam vor bis auf kurze Weite. Dann steht er. Die schmierige Zarapa umhüllt seinen Körper bis zu den Knien und bedeckt zugleich den unteren Theil seines Gesichts, den oberen beschattet der verblühte Sombbrero aus grobem Strohgeflecht. So sieht er da in einer Pose wie der Schurke im Spiel auf der Bühne. Da er unerwartet ankam und nun schweigend dasteht, hat sein Aussehen etwas Besessenes an sich, und augenscheinlich ist es auch seine Absicht, geheimnißvoll und düster drohend hervorzutreten. Des Hemdsärmeligen Holzpfefe, die sorglos im linken Mundwinkel herabhing, dreht sich langsam, bis die unrechte Seite sich nach oben gewendet, und seine Bratpfanne hält er halbwegs in der Luft. Mit sichtbarer Ueberraschung betrachtet er die finstere Erscheinung im Busch.

„Hallo, Jobo, was ist los?“ Der Mexikaner antwortet mit der Feierlichkeit und dem vernünftigen Ernst eines Todengräbers im vererbten Grenzdium: „Jimmy, Du mußt hier ab vom Rancho. Wir wollen, daß Du hier weggehst vom Rancho. Wir mögen es nicht gern haben. Verstanden? . . . Ja? Wir mögen es nicht gern.“ „Wobon sprichst Du?“ sagt Jimmy, „nicht gern haben . . . was?“

„Nicht gern haben Dich hier. Verstanden? . . . Ja? Zu viel hier; Du mußt fortmachen. Wir haben's nicht gern. Verstanden? . . . Ja?“ „Verstanden? Nein, und ich weiß nicht, worauf Du anspielst.“

Jimmy's Augenlider zwinkerten erregt auf und nieder, und sein Mund öffnete sich vor Erstaunen ziemlich weit. Der Mexikaner entfaltete seine Zarapa mit der gelben, schmalen Hand. Er schien eine Drohung aussprechen zu wollen, doch glitt vorerst noch ein bittendes, beinahe zärtliches Lächeln über sein schmales, spärlich behaartes Gesicht, während er sagte:

„Jimmy, geh' weg!“ und das mit fortwährendem, bejaugendem Kopfnicken, dem Jimmy nun doch nicht mehr widerstehen konnte, wie er meinte.

Jimmy's Arme sanken mit der Bratpfanne ab-

wärts bis zum Knie, dann drehte er mit einem abweisenden, verächtlichen Seitenblick auf den Störenfried sich wieder nach dem Feuer.

„Geh' Du weg, Du gelber Schotte,“ sagte er über seine Schulter hinweg. „Ihr Burische könnt mich nicht wegtreiben von diesem Rancho. Ich habe ebenso viel Recht hier, wie irgend ein Anderer.“

„Jimmy,“ sagte der Mexikaner in erregtem Ton, seinen spitzen Kopf wie züngelnd vorwärtsstreckend und einen Fuß auf- und niederstellend, „Du gehst entweder oder wir tödten Dich.“

„Wer?“ sagte Jimmy.

„Ich und die Anderen!“ Der Mexikaner berührte seine Brust selbstgefällig. Jimmy überlegte eine Weile, dann erwiderte er:

„Du hast kein Recht und auch keinen Grund, mich von diesem Rancho wegzumachen, und ich thu' keinen Schritt, verstanden? Ich habe hier dieselben Rechte und hab' Euch auf die Finger zu passen, Ihr Faulenzen; ich bin der einzige weiße Mann im halben Tagritt herum. Nun hör' mal her: Wenn Ihr Tangenichte da versuchen solltet, meinen Camp hier zu überlaufen, werd' ich Euch was auf den schmutzigen Pelz brennen. Es mag wohl nicht grad' sanft dabei hergehen für mich, aber ein gut Theil von Euch soll dann doch auch daran glauben, sicherlich. Und dann noch Eins mehr: wenn ich ein Caballero wäre, wie Du, würde ich Dich weit hinten bleiben, bis es vorüber ist, da ich Dich recht breit vor mir haben möchte für meinen letzten, besten Schuß, verstehst Du?“ Er nickte mit höhnischer Freundlichkeit und machte ein Zeichen der Entlassung.

Was den Mexikaner anbetraf, so schwang er seinen Arm mit einer Geste vollkommener Gleichgültigkeit.

„D nun gut,“ sagte er leichtsin. Dann aber in einem Tone leidenschaftlicher Drohung und versteckter Freude fügte er hinzu: „Wir werden Dich tödten, wenn Du nicht gehst. Sie haben's abgemacht.“

„Sie haben . . . haben sie?“ fügte Jimmy seinen Worten nach. „Nun mach' weg und sag' ihnen, sie möchten zum Teufel gehen!“

Jimmy war ein Minenbesitzer in Arizona gewesen, ein Mann, der da unbeschränkten Kredit besaß in den Saloons der Minen. Er hatte Gewicht und Einfluß und konnte wohl ein „Lynchung“ (Volksgericht) unterbrechen oder einem schlechten Kerl die besonderen Vorzüge eines entfernten geographischen Punktes mit Erfolg nahe legen. Indessen, seine Glanzzeit dauerte nicht für immer. Der Minenbesitz in seiner schwankenden Ausbeutung ist trügerlich. Eine plötzliche entdeckte Ader kann einen bettelarmen Anfänger zum reichen Manne machen, und ein zufälliges Verschwinden derselben ihn aber auch zum Bettler wieder hinabsinken lassen. Und etwas Ähnliches passierte Jimmy. Eines Tages war er professioneller Glückspieler, doch mit schlechtem Glück, und bald befand er sich als Cowboy in einer entlegenen Gegend. Was ihm noch aus seiner früheren Glanzzeit her verblieben, war sein leicht verletzter Stolz und seine Eitelkeit — Eigenschaften, die ihm nun gerade in dem Maße nicht verblieben zu sein brauchten. Er tödtete den Aufseher der Herde infolge eines geringfügigen Streites, bei dem beiderseitig die Frage aufgeworfen worden war, wer von Beiden ein Lügner sei. Der nächste Zug brachte ihn weit ab vom Schauplatz seiner Gewaltthat, nach dem ferneren Osten. Hier schaufelte er bei einem Bahnbau Sand und schob davon manche Karre voll auf die andere. Doch prahlte er nebenher gern von seinem früheren Herrenleben in Arizona. Das war nun nicht eben nothwendig, aber der Vormann hätte ihn auch nicht gerade einen Lügner zu nennen brauchen, dann hätte Jimmy auch nicht die Schaufel gegen ihn erhoben und ihm die Schulterknochen verlegt; dann wäre er wiederum wohl auch nicht nach dem südwestlichen Texas gekommen, wo wir ihn als Schafhirtin vorfanden.

Als sein Warner mit kurzen, schnellen Schritten

davon getrippelt war, wandte Jimmy sich mit gedankenvoller Miene seinem Feuer und seiner Bratpfanne zu. Nachdem er sein Mahl verzehrt hatte, zog er seinen Revolver aus dem verschrammten, alten Lederholster und prüfte eingehend jeden Theil der Waffe. Jimmy liebte diese Waffe, denn sie war schon manches Jahr seine Begleiterin, und ihre Anhänglichkeit war ihm mehr als die eines Menschen, eines Pferdes oder eines Hundes. Sie gehorchte ihm in allen Lagen, und wenn er sie aus dem Holster riß, traf sie, wohin er hielt, und wenn's ein fernliegendes Centstück gewesen wäre. Deshalb war sie sein theuerstes Besitztum, das er auch nicht von sich gegeben, als er einmal wenig zu beißen und man ihm einen Haufen Silberdollars dafür geboten hatte. Während des Nachmittags bewegte er sich durch die Einöde mit derselben Miene nachdenklicher Ueberlegung. Der Rauch seines Abendfeuers kränzte zwischen den dunklen Meskiten empor, als eine instinctive Ahnung ihn warnte, daß die Ruhe wieder unterbrochen werde. Er sah einen Reiter, dessen schwarzer Umriß sich scharf vom bleichen Abendhimmel abhob und die umschlungene Zarapa, den breitrandigen Sombbrero und sogar die kleinrädigen Sporen erkennen ließ. Als diese schattenhafte Gestalt sich dem Lagerfeuer näherte, bewegte sich Jimmy's Hand langsam nach dem Lederholster. Der Reiter näherte sich, bis Jimmy ihn scharfer sehen und dann gewahren konnte, daß es kein mexikanisches Gesicht war. Seine Hand zog sich vom Holster zurück.

„Hallo!“ rief der Reiter.

„Hallo!“ antwortete Jimmy.

Der Reiter galoppierte eine kurze Strecke vorwärts.

„Guten Abend!“ rief er, die Bügel wieder straff ziehend.

„N' Abend!“ sagte Jimmy, ohne sich durch allzugroße Höflichkeit etwas zu vergeben.

Während eines Augenblicks sahen sich beide Männer prüfend an. Jimmy gewahrte einen Typus, der nicht in den Busch gehörte. Der Ankömmling mochte wohl an die Dreißiger sein und trug die mexikanische Tracht mit einigen kostspieligen Verzierungen: um den Hut eine doppelte, runde Silberschnur mit gleicher Quaste, sowie ähuliche Knöpfe am kurzen Zubon. Jimmy's Augen durchspähten die Ausstattung nach einem verrätherischen Zeichen, aber da war keins als die offen zur Schau getragenen Waffen. Trotz der landesüblichen Tracht des Fremden war ihm klar, daß dieser irgend woher aus dem Norden stammte. Anstatt der auffallend großen mexikanischen Steigbügel gebrauchte er die kleinen amerikanischen, und seine Füße waren so weit hineingeschoben, daß die stählernen Bügel die Knöchel fest berührten. Als Jimmy's Augen diese Wahrnehmung machten, leuchteten sie plötzlich auf, und er lächelte freundlich. Keine verdeckte Absicht konnte in der Brust eines Mannes wohnen, der so harmlos über die Planura ritt und mit freiem Blick ernst, aber wohlgemuth auf ihn nieder sah. Was des Fremden Beobachtung anbetraf, so gewahrte er ein zerlumptes Individuum mit verworrenem Haar und struppigem Bart und einem widerlichen Gesicht, dem Sonne und wohl auch Brandy eine auffallende Röthe eingebracht. Er sah ein paar scharf spähende Augen, die ihn zuerst anblickten wie der Wolf den Wolf, und die dann beruhigt die Lider senkten, als der Mann am Feuer ein glimmendes Holzstückchen auf die Pfefe legte. Es war augenscheinlich ein Mann, der schon oft, wenn auch wohl vergeblich, um den Erfolg gerungen, und der jetzt zufrieden sein mochte, „sein Leben zu machen“.

Der Fremde lächelte unbefangen und sprang vom Pferd.

„Ich denke, Ihr werdet mich hier lagern lassen bei Euch diese Nacht.“

„Oh . . . hm . . . wie meint Ihr?“ fragte Jimmy.

„Nun, ich denke, Ihr werdet mich hier schlafen lassen an Eurem Feuer . . .“

\* Soria: Janura; auch wohl Llano (Jano) benannt.  
\*\* Charakteristisches Gestrüpp der Hochebene Mexikos und der nördlich gelegenen Gebiete des Rio Grande.

„Das wird wohl kaum gehen, ich glaube nicht, daß dies hier ein bequemer Ort zum Kampiren sein wird, Herr,“ antwortete Jimmy mit mürrischem Tonfall in der Stimme.

Der Angekommene, der die dort übliche und fast selbstverständliche Gastlichkeit voraussetzte und schon seinem Pferde den Sattelgurt zu lockern begann, wandte sich schnell um nach dem verdrießlich dreinschauenden Sprecher.

„Was?“ sagte er enttäuscht, „Ihr mögt mich hier nicht lagern lassen? Ihr wollt mich hier nicht haben?“

Jimmy's Füße scharrten verlegen den Erdboden und er sah angelegentlich auf eine Kaktuspflanze.

„Nu, seht Ihr, Herr, Eure Gesellschaft habe ich schon ganz gern, aber, müßt Ihr wissen, einige von diesen gelbhäutigen Schlingeln werden mich wohl diese Nacht vom Rancho wegtreiben wollen, und wenn ich eines Mannes Gesellschaft auch wohl möchte, so könnte ich ihn doch nicht mit hinein verwickeln, wenn er garnichts mit der Sache zu thun hat.“

„Wollen Euch vom Rancho wegtreiben?“ rief der Fremde überrascht.

„Nun, sie sagten, sie würden's thun.“  
„Und sie werden's mit Gewalt thun, werden Euch tödten, meint Ihr?“

„Weiß nicht, kann's nicht sagen vorher. Seht Ihr, sie nehmen einen Mann, der da allein ist, wie ich, und dann schleichen sie sich hervor, wenn er nicht gerade bereit ist für sie, und geben ihm aus ihrem rostigen Schießgewehr eine Ladung Allerlei, bevor er sich besinnen kann. Sie werden bald hier herum liegen und auf eine Gelegenheit warten, und die kommt früh genug. Natürlich, so Einer wie ich, hat wach zu bleiben; aber mag doch sein, sie fangen ihn im Schlaf; mag aber auch sein, man wird des Wachsens und Wartens müde, und sucht die Gesellschaft am hellen Tage selber auf und tödtet zwei oder drei von ihnen und hegt sie damit alle zugleich auf sich, und es hat dann wenigstens ein Ende. Es liegt Einem aber doch etwas schwer auf der Seele, sich von einer heimtückischen Bande bedroht und umschlossen zu wissen.“

„Und heute Nacht werden sie in Euer Lager hereinbrechen?“ rief der Andere. „Und woher wißt Ihr's, wer sagte es Euch?“

„Einer kam und warnte mich.“  
„Und was werdet Ihr thun? . . . Euch wehren?“

„Seh' kein anderes Mittel,“ sagte Jimmy düster und noch immer nach der Kaktuspflanze starrend. Eine Weile war Schweigen. Endlich rief der Neugekommene erregt: „Wahrhaftig, von dergleichen hörte ich in meinem Leben noch nicht. Aber warum geht Ihr denn nicht lieber fort?“

„Hab' ich nicht nötig,“ sagte Jimmy; „außerdem kann ich hier grad' mein Leben machen; wie anderswo ist, weiß ich wieder nicht.“

„Und wie viel sind ihrer?“  
„S mögen acht sein,“ antwortete Jimmy, „und nun hört mal. Ihr habt, scheint mir, hier herum nichts Wichtiges zu thun gerade jetzt, und Ihr thätet besser, Euch davon zu machen, bevor es dunkel ist. Ich frage nicht um Hilfe in dieser Sache. Ich weiß, Euer zufälliges Vorbeikommen giebt mir kein Recht, darum zu bitten; deshalb geht lieber fort.“

„Aber warum seid Ihr denn nicht zum Sheriff geritten?“

„Sheriff? Oh, hō, hō!“ hüstelte Jimmy. —  
(Schluß folgt.)



### Mädchenfrage.\*

(Zu unserer Bild.)

Als Kind hab' ich oft geweint,  
Wußt' nicht, warum,  
Nun muß ich oft heimlich lachen,  
Weiß nicht, warum.

Es greift in meine Saiten  
Eine räthselhafte Hand,  
Ein Fremdes will mich leiten  
In ein unbekanntes Land.

Selt' sam wunderliche Gedanken,  
Die mein Wort nicht nennen kann,  
Bau'n um mich purpurne Schranken  
Und halten mich in Rauber und Bann.

Ich fasse dich nicht, o Leben,  
Weiß nicht, wer wir Beide sind,  
Weiß nicht, wohin wir streben,  
Wo ich mein Ziel wohl find'.

Als Kind hab' ich oft geweint,  
Wußt' nicht, warum . . .  
Nun muß ich oft heimlich lachen,  
Weiß nicht, warum.

Maria Janitschek.

Im Höhlenlande von Kleinasien. Auf ihren Reisen durch Syrien und Kleinasien gelangten die Forscher Roman Oberhummer und Heinrich Zimmerer in das berühmte „Höhlenland“. In einem umfangreichen Werke „Durch Syrien und Kleinasien“ (Berlin, Dietrich Reimer) ist eine Schilderung ihrer Reisen niedergelegt.

Von der Stadt Nigdeh, nördlich vom Taurus, gelangten sie über Melegob nach dem merkwürdigen Dorfe Inegt. Es zeigte sich vollständig unterhöht, — heißt es in ihrem Buche, — und wir erfuhren, daß es von 160 christlichen und 300 türkischen Familien bewohnt sei. Wir stiegen die aus Stein gehauenen Treppen einer unterirdischen Privatwohnung hinab, kamen durch dunkle, niedrige Gänge und endlich in beträchtlicher Tiefe in einen weiten, großen Raum, in welchem vor 100 Jahren 150 Christen von den fanatischen Muslimen regelrecht belagert und schließlich durch Rauch erstickt worden sein sollen.

Es war eine Lust, in der erquickenden, kühlen Oktoberluft weiter zu reiten zwischen den rundlichen Kluppen und Höhen, auf deren vulkanischen Boden der Wein vortrefflich gedeiht. An der mächtigen Pyramide des Dschar-Dagh mit seinen Felsenhöhlenhöfchen ging es vorbei nach Gödn, einem großen, wohlhabenden Dorfe, das wie ein Schwalbennest im Großen an einem Schroff in ein bachdurchfröntes enges, grünes Thal abfallenden

Gänge sich aufbaut. Es ist ein seltsames Volk, welches diese unzähligen Erdlöcher und Felsenhöhlen bewohnt. Gleich Genssen zeigen sich die buntfarbig gekleideten Frauen und Kinder auf den Zinnen ihrer Behausung, deren Eingang, eine Felsspalte oder eine durch große Steinblöcke halb verschlossene Oeffnung in den Bergabhängen, dem Auge lange verborgen bleibt. Eben hatten wir eine sanfte Bodenwelle überschritten, als sich mit einem Schlage der Anblick einer großen Stadt eröffnete. Malerisch um einen gegen den Halbs auslaufenden Bergzug gruppiert, lag Newscheher (Neustadt) zur Linken eines breiten, grünen Thales, in dem der Bach dem Dyzyl-Prmat zufließt. Am 46. Tage nach unserer Abreise von Damaskus waren wir in unserem Arbeitsfelde angelangt.

Unsere Absicht war, sowohl in Newscheher, als in dem drei Stunden weiter östlich gelegenen Uergüb ein kleines Haus zu mieten, um in Ruhe die Umgebung besichtigen und erforschen zu können. Alsdann verließen wir die steilen Straßen von Newscheher und ritten durch die grünen Weingärten über die unabsehbare Hügel- und Thalflandschaft in 3 1/2 Stunden nach Uergüb. Es scheint, daß nach dem Aufbau der Hauptmauer der von Norden nach Süden streichenden Ketten die vulkanische Luffmasse zu den seltsamsten Gebilden, besonders in Kegel- und Pyramidenform, ausgepült wurde. Zahlreiche dieser Kegel, deren Höhe zwischen 5 und 30 Metern schwankt, tragen auf ihrer Spitze je einen großen Block eines härteren Gesteins, offenbar der Lavamasse, welche Klöße vor undenklichen Zeiten als vulkanische Auswürflinge in den noch unzerstörten, weit ausgebreiteten Schichten ruhten, um später die unter ihnen lagernden Massen gegen die senkrecht grabende Arbeit des fließenden Wassers zu schützen. An der Steilseite des Halys stürzen diese Luffwände fast senkrecht blendend weiß mit einem rothen Quergange zum Thale hinab. Das ganze Terrain zwischen der hochführenden Straße von Newscheher nach Uergüb und dem Halys erweist sich als eine riesige Erosionsmulde, in welcher eine Reihe von Felsengebilden stehen geblieben ist. An diese haben sich die Dörfer angelehnt und in sie eingegraben.

In Uergüb hatten wir wieder den überraschenden Blick auf die wunderliche Umgebung der Höhlenstadt. Von unserer ersten Wanderung in den Schluchten kamen wir ganz starr und wirr über die romantische Märchenwelt, in der wir wandelten, zurück. Es ist wie eine Staffage zu Goethe's Walpurgisnacht. Von einem Schritt zum anderen uns erhebend, begegneten wir neuen Gebilden von weißem und rothem Luff in den kühnsten Kegeln und Pyramiden, neuen Felsen- und Herengestalten, und sie alle durchlöchert, zu Häusern und Borrathskammern ausgebohrt, dazwischen Weingärten und Fruchtbäume, Taubenjähle und Menschenwohnungen innig gepackt. Raum verzieht man sich, und es klettert ein Menschenkind auf einer Leiter aus dem nackten Fels, wo eine Oeffnung sich findet, herab zu dem säulengeschmückten Vorbau im Untergeschoß. Darüber leuchtet die wärmste Sonne, und während wir feuchend auf dem weichen Boden im Ninnfal aufwärts klettern, zaubert das Tagesgestirn farbige Tinten und Schattien auf die bizarren Nadeln und Obelisk. Im Hintergrunde im Osten überragt das Ganze der schneegefrönte Argäus; ein Bild, das uns endlich glauben machte, wir seien in Uergüb. —

Ringe um den Mond. Außer den Höfen, von denen sich der Mond und zuweilen auch die Sonne umgeben

zeigen, erblickt man bei klarem Wetter, besonders im Herbst, manchmal den Mond von einem großen Ringe umgeben, der einen Abstand von 22 bis 23 Grad, zuweilen auch den doppelten Abstand vom Monde hat. In seltenen Fällen erscheinen auch beide Kreise gleichzeitig. Am häufigsten stellt die Erscheinung einen weißlichen Kreis dar, zuweilen ist jedoch eine Färbung in den Regenbogenfarben bemerkbar, bei der das Roth nach Innen gekehrt ist.

Die Entstehung der Ringe ist eine ganz andere, als die der Höfe; während diese beim Durchgang der Lichtstrahlen durch die Zwischenräume, welche sich zwischen kleinen Dampfbläschen befinden, gebildet werden, entstehen die erwähnten Ringe dadurch, daß die Lichtstrahlen in den feinen Eiskristallen, welche in der Luft in großer Höhe schweben, eine Brechung erleiden. Die Art der Erscheinung ergibt sich daraus, daß die Kristalle mit ihren Axen in zufälliger Anordnung, also in allen möglichen Richtungen liegen.

Daß diese schon einige hundert Jahre alte Erklärung eine zutreffende ist, davon kann man sich am besten dadurch überzeugen, daß man eine ganz ähnliche Erscheinung durch derartige Lichtbrechungen willkürlich hervorbringen kann. Gießt man nämlich eine kalt gefüllte Wasserlösung in eine platte Glasflasche von 1 1/2 bis 2 Centimeter Dike und fügt dann schwachen Alkohol hinzu, so kann man leicht durch ein wenig Umrühren einen Niederschlag kleiner Eiskristalle hervorrufen, die man als glänzende Fünkchen in der Flüssigkeit umherschwimmen sieht. Schüttelt man dann die Flasche tüchtig und sieht durch sie hindurch nach der Flamme einer Kerze, so wird man zuerst das Licht nebelhaft vertheilt erblicken; bald aber klärt sich der Nebel auf, und es tritt ein weißer Kreis auf, der einen Ring von 23 Grad darstellt. Allmählig nimmt er lebhaftere Färbung an und nach einiger Zeit zeigt sich ein weiterer solcher Ring von bedeutend schwächerem Glanze und doppeltem Durchmesser.

Je mehr die Kristalle auf den Boden der Flasche niedersinken, um so mehr verschwindet der Glanz der Erscheinung, bis sie, wenn alle Kristalle zu Boden gesunken sind, gänzlich aufhört. —

### Schnikel.

Es wäre eine Freude zu leben, wenn Jeder die Hälfte von dem thäte, was er von Anderen verlangt. Mancher spricht von seinem guten Herzen und hat nur ein schwaches. —

Die infamsten Lügen sind die, bei denen man lächeln sein Hund webelt, wenn er uns beißen will. —

Mancher fühlt sich als Theil des Universums, wenn er einen Stern im Knopfloch hat. —

Eine Rede anzuhören ist oft schwerer, als sie zu halten. —  
Peter Girius. (Aus der Sprachsammlung: Tausend und Ein Gedanken.)

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 13, Beuthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

\* Aus „Die Berlenschuur“. Eine Anthologie moderner Dicht. Her ausgegeben von Ludwig Gemmel, Berlin und Leipzig, Schuster & Loefler.